

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. F. Wiß in Breslau.

Nr. 61.

Sonnabend, den 30. Juli 1864.

II. Jahrgang.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltbündel.] Manche Leute lernen nichts und haben daher allerdings den Vorzug vor den lernenden Menschenkindern, daß sie nichts zu vergessen in der Lage sind. So giebt es unter uns Katholiken noch immer Vertrauensfelige, welche meinen, mit dem vom Antichristenthum durchfressenen fälschlich sogenannten Liberalismus ließe sich zu Gunsten der Kirche ein Accord schließen, obwohl dieser Liberalismus mit dem russischen Despotismus einerlei Natur all und überall, wo er Macht hat, die Kirche verfolgt, so neuesten in Baden, in Hessen und namentlich in Belgien, wo er, wie übrigens fast überall, mit der Loge eng verbunden ist und zugleich für den Unglauben Propaganda macht. Die Geschichte Belgiens ist namentlich lehrreich für jene, welche aus lauter Toleranzsucht bis zur offenbaren Benachtheiligung und Gefährdung der kathol. Interessen gehen, um sich den zweifelhaften Ruhm der Humanität zu sichern. Denn in Belgien war es, wo die Katholiken 1830 bei der Neuschaffung der dasigen Staatsordnung in der überwiegenden Mehrheit dem Häuflein Liberaler die möglichsten Konzessionen machten, weil es ihnen voller Ernst mit der gleichen Freiheit und Berechtigung für Alle war und sie selbst ihre Gegner in diesen Gütern nicht verkürzen wollten. Diese Ehrlichkeit ist ihnen aber schlecht bekommen. Das Liberalenthum hat die ihm gemachten Konzessionen lediglich ausgebeutet, um die Macht an sich zu reißen, die Kirche zu beschädigen, den Glauben in Gemeinschaft mit den geheimen Gesellschaften zu untergraben, die Katholiken aus den öffentlichen Aemtern zu verdrängen und unter allen Umständen allein zu herrschen. Das Stück spielt eben noch und wenn es von diesem Austerliberalismus, der keine Idee von Freiheit und Recht für Alle hat und nichts anderes bedeutet, als die Herrschaft der Geldmenschen mit ihrem bediensteten Literatentross, in Deutschland allenthalben je nach Möglichkeit aufgeführt wird, so kann man wohl sagen, daß die Katholiken mit dem Sack geschlagen sind, welche von ihrem Erzfeind Wohlthaten erwarten oder welche ihm aus übel angebrachter Rücksicht und Menschenfurcht die Wege bereiten halfen!

Mit welcher despotischen Schamlosigkeit der belgische Liberalismus verfährt, wenn es gilt, das Heft in Händen zu

behalten, dafür nur ein Beispiel aus 1857. Damals wurde das sog. Wohlthätigkeitsgesetz vor die Kammer gebracht, in welchem die „Verwaltung der milden Stiftungen“ geregelt und dabei neben den Laien den Geistlichen ihr Antheil an der Verwaltung gesichert werden sollte. „Dagegen erhob sich nun, schreibt der protestantische Geschichtsforscher W. Menzel, die liberale Partei, hauptsächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Gesetz la loi des capucins (Kapuzinergesetz) und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemessene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am 27. Mai das Gesetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob sich wüthendes Geschrei und am Abende des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüssel; der Pöbel, untermischt mit vielen wohlgekleideten Herren, stürmte die Druckerei der „Emancipation“ (kathol. Ztg.), das Hotel des Justizministers und die Klöster. . . Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult, desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier . . . warf man in allen Klöstern die Fenster ein, und ebenso in den Palästen und Wohnungen der Conservativen. Aber die Blouse (Kittel, Kleidung armer Leute) war nur schwach vertreten, die Tumultuanten waren auch hier aus den mittleren und höheren, vorzugsweise aufgeklärteren Ständen. In Zennappes wurde das Gebäude der christlichen Schulbrüder demolirt; eine wilde Rote misshandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten und schleppte die Blutenden zum Feuer, um sie zu verbrennen, was durch Besonnenere jedoch verhindert wurde.“ Dies berichtet ein nichtkatholischer Historiker über die belgische Freimaurer-Revolution von 1857. So achtet der falsche Liberalismus die Kammermajorität, auch wenn sie noch so ansehnlich ist; sobald sie ihm nicht gehorcht, wird Revolution gemacht. Seitdem hat nun der Liberalismus ausschließlich die Herrschaft gehabt. Vom Wohlthätigkeitsgesetze war natürlich keine Rede mehr, aber auch in anderer Beziehung wurden die Katholiken auf alle Weise gedrückt und hintangesetzt. Wie weit der religiöse Verfall vorgeschritten ist, wurde beim Tode des Freimaurer-Obersten Verhaegen und anderer Geheimbündler, die in

Folge eines speziellen Gelübdes ohne die hl. Sakramente der Kirche sterben wollten, in schredenerregender Weise kund.

Es ist nichts elsthafter, als die Mästerade mit Freiheit im Munde des Despotismus. Auch aus Koburg, dem Stapelplatze des nationalvereinlichen Pseudo-Liberalismus, erfährt man mancherlei Wunderbares über dortige Rechts- und Verfassungszustände. Noch hat dort Gültigkeit und findet Anwendung eine verfassungswidrig erlassene Verordnung aus dem Jahre 1828, gemäß welcher die Landesregierung die Befugniß besitzt, „Personen, welche sich als der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit gefährlich darstellen, auf bestimmte oder unbestimmte Zeit in eine öffentliche Korrektionsanstalt bringen zu lassen.“ Auf eine Anfrage des Abg. Streit an das koburgische Ministerium über diese Sache antwortete ein Ministerialrath des Herzogs Ernst (am 14. Juni): „Jene Verordnung bestehe noch, sie sei auch rechtsgiltig, da sie stillschweigende Bestätigung vom Landtage dadurch erhalten habe, daß derselbe die Gelder für das Korrektionshaus wiederholt bewilligt habe.“ Wir wollen nicht auf die Lächerlichkeit dieser Begründung eingehen; wir wollen bloß vor dem deutschen Volke feststellen, daß Herzog Ernst, der deutsche Schützenführer, der Vorkämpfer der deutschen Einheit, der Redner für deutsche Freiheit, so freiheitsbegeistert ist, daß er in seinem Herzogthum das Recht, ohne Recht und Urtheilspruch Leute auf unbestimmte Zeit einzuferkern, nicht aufgeben will!

In Baiern, wo wir den lobesamen liberalen Bürgermeister Udt in Ensheim die katholischen Arbeiter haben auf Hungerkur setzen sehen, weil sie ihm zu fromm, obgleich nach seinen eigenen Büchern dabei die fleißigsten waren, scheint es wirklich umzugehen. Denn nun hat gar das „Königl. Bezirksamt in Neustadt in seinem Amtsblatt die Katholiken belehrt, daß sie zu Entearbeiten bei ungünstiger Witterung weder der polizeilichen noch der „kirchlichen“ Erlaubniß bedürfen und es sei an den Pfarrern, die Leute von dem Strupel zu befreien, als läge in solchen Fällen ohne pfarrliche i. e. kirchliche Genehmigung zur Arbeit eine Entheiligung des Sonntags vor. Das ist doch geradezu lächerlich! Das bayerische Bezirksgericht maßt sich an, nicht bloß dem Staat die Befugniß beizulegen, von seinen Gesetzen zu dispensiren, sondern ihm auch das Recht zu geben, „die Kirchengelote außer Kraft zu setzen.“ In Baiern scheint wirklich noch das sich selbst überhebende Bürokratenenthum mit seinem Gelüste nach Kirchenregiererei zu blühen und die katholischen Baiern besitzen eine gute Portion von dem Grundsatz: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht,“ wenn sie derartiges Gebahren ruhig über sich ergehen lassen! Die bayerischen Bischöfe, in Bamberg versammelt, dürften wirklich recht viel zu Gunsten der Freiheit der bayerischen Kirche und gegen den dasigen Rest bürokratischer Vergewaltigung aus der Illuminatenzeit zu berathen finden.

Die allergewöhnlichsten Hanswurstdiaden wurden unlängst in der zweiten Ständekammer zu Darmstadt in Rheinheßen aufgeführt. Ein Deputirter unter andern, Namens Wernher, allerdings schon ein „altersschwacher Mann,“ weshalb etwas Salbadern natürlich, ritt auf dem protestantischen Wauwau,

„den Jesuiten,“ herum, deren einige in Mainz an einer Kirche Seelsorge versehen, fand in ihnen die leidhaftigen Verschwörer und Konfessionsfriedensstörer, „denen alle Waffen recht seien, unvergiftete und, wo es nöthig, auch vergiftete und giftige Waffen.“ „Darum müßten sie verbannt werden im Interesse des religiösen Friedens als Fremdlinge von Geburt, von Bildung und Gesinnung — ausgestoßen — aus dem gesegneten Hessenland zunächst — als fremder Stoff!“ 1c. 1c. Warum? Was haben sie gethan? Eigentlich nichts, daß die Staatsgesetze verlegt. Allein sie sind gescheidter, haben mehr gelernt und wissen mehr, als diese fanatischen liberalen Diätenverzehrer, sie werden von den Katholiken hochgeachtet, höher, als so viele Kammergeschwäger, welche sie beständig insultiren, mehr noch: die Jesuiten sind wirklich fromme Männer, bei denen die deutschen Lumpen vergebens nach Anzeichen spüren, daß sie an ihren „Schwächen“ theilnehmen und ihnen ähnlich sind; die Jesuiten sind also wirklich gefährliche Männer für alle zersahrenen, in ihrem Christenthum oder der Sittlichkeit mäßig gewordenen „Männer des Jahrhunderts.“ Das Volk glaubt allgemach in seiner Einfalt, daß man einem braven Jesuiten, der sein Leben dem Wohle des Nächsten opfert, mehr glauben und vertrauen dürfe, als vielen Falschmüngern der Wahrheit, welche das Volk ausbeuten und sich's wohl sein lassen. Und dieser Volksglaube ist höchst „gefährlich.“ Da „Recht und Gesetz“ aber den Jesuiten nichts anhaben können, weil sie auf rechten und gesetzlichen Wegen gehen, so muß die liberale Wolfsnatur aushelfen, welche nach Gewalt heult, wenn Vernunft und Recht ihr im Wege stehen. In Hessen können die faullenzenden Pflastertreter, die vergnügungsfüchtigen Bagabunden, die das Volkswohl betrinkenden Kneipbrüder, die Wüstlinge und Dirnen ruhig leben, wenn sie anders das „Gesetz“ beobachten. Aber die Jesuiten? Sie sind zwar nichts von all dem obigen, müssen aber „aus dem gesegneten — wohl auch mit „Dummköpfen“ gesegneten — Hessenland ausgestoßen werden;“ denn — sagt der Deputirte Becker in Darmstadt — „ihre Sünde ist, daß sie geboren.“ In der That: „Was selbst der Verstand der Verständ'gen nicht sieht, das schwähet in Dummheit ein heftig's Gemüth!“ Aber wär's nur Dummheit allein! Leider ist's blinder Haß, der sich nicht schämt, die brutale Gewalt anzurufen, wo er mit Vernunft und Recht nicht auskommt. Moderner Liberalismus — Gaukelespiel mit Freiheit und Volkswohl!!

Von der charakterlosen Erbärmlichkeit „freiheldlicher Volksglücklichmacher,“ bei deren gutem Geschäft die „Steuern jährlich wachsen,“ hatte man jüngst in Turin bei der Annahme des Gesegentwurfes über die „Abschaffung der Militärfreiheit für angebende Geistliche“ ein herrliches Beispiel. Dieser Gesegentwurf wurde nämlich bei der öffentlichen Abstimmung mit allen gegen 7 Stimmen angenommen, als jedoch Tags darauf noch eine geheime Abstimmung vorgenommen wurde, fanden sich nicht weniger als 45 schwarze Kugeln gegen den Entwurf vor — ein Beweis, daß bei 38 Deputirten über Nacht die Ueberzeugung gewechselt habe,

oder daß die 38 Ehrenwerthen nicht den Muth hatten, das öffentlich zu mißbilligen, was sie heimlich verdammen.

Bei dieser Debatte äußerte sich der berühmte Geschichtschreiber Cantu u. A. in folgender Weise: „Der Minister hat gesagt, das Land bedürfe Kräfte, aber die Geistlichkeit ist eine große unüberwindliche Kraft, sie steigt auch in die Höhen nieder, wohin die Deklamationen und Sophistereien nicht dringen. Warum suchen Sie sich dieselbe nicht zum Freunde zu machen? Warum ist sie, die Ihnen früher günstig war, Ihr Feind geworden? Es wird wohl Ihre Behandlung sein, die den Klerus feindselig gestimmt hat. Ihre Schölinge, meine Herren Minister, sagen Ihnen, man müsse jetzt offen die katholische Einheit brechen. Das wollen Sie nicht, aber diese Verfolgung mit Nadelstichen, diese tägliche Herausforderung ist viel gefährlicher. Lassen Sie doch diese wenigen Leviten dazu erziehen, daß sie den Starken Worte der Gerechtigkeit, den Schwächern Worte der Geduld sagen. Lassen Sie dieselben beten für die, welche nicht beten, für Italien und die Minister. Wenn je „Attila“ den Mincioflus überschritte, so würde es Ihnen nichts helfen, daß ein paar tausend Soldaten mit der Konzur im Heere sind, aber es würde gut sein, wenn er einen Papst Leo den Großen umgeben von seinen Leviten fände, um ihn gegen ein Volk zu besänftigen, welches bestimmt ist, unter jeder Art Wahnsinn Derer zu leiden, die es regieren.“

Aus Rom schreibt man den Köln. Blättern: „Wir haben freilich noch immer eine italienische Frage, aber es hat diese allmählich eine andere Gestalt angenommen; sie wird aus einer römischen eine piemontesische. Das römische Staatswesen consolidirt sich von Tag zu Tag immer mehr. Die unerwartet glückliche Unterbringung des neuen Anlehens hat das öffentliche Vertrauen auf Roms Erhaltung gezeigt und bekräftigt; neue Reformen in der Gesetzgebung, für Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, für Verschönerung der Stadt werden vorbereitet. Frankreich zeigt sich für Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft mehr denn vormalz interessiert, und endlich das vereinigte feste Auftreten des konservativen Deutschlands in der Politik und auf dem Schlachtfelde fängt schon an, fühlbar auf die italienischen Verhältnisse seine Wirklungen zu äußern: Alles Zeichen, daß die Piemontesen ferner denn jemals von ihrem Ziele sind. Dagegen müssen die fortgesetzten politischen Bewegungen und Zuckungen des garibaldischen Unteritaliens, der neuerdings wieder so zahlreich auftretende Brigantaggio, die eiserne Ausnahmegesetzgebung für Unteritalien, die immer wieder prorogirt werden muß und die Zahl der Briganten eher mehr als mindert, der Druck der Steuerlasten und die traurige finanzielle Lage des neuen Italiens nothwendig die Frage in den Vordergrund drängen, ob ein solcher Staat die Bedingungen seiner Fortexistenz in sich trage, und ob man einen in dieser Art die Ruhe Europa's fortwährend bedrohenden Zustand fortdauern lassen könne. Man fängt an, über diese Frage immer bedenklicher sich zu äußern.“

Man erinnert sich der Wuthausfälle in der Presse Eng-

lands gegen Deutschland beim Beginn des Krieges mit Dänemark. Nachdem sich Preußen und Oesterreich nicht haben einschüchtern lassen und Dänemark seinen Zahlaus bekommen, auch von England im Stiche gelassen worden, schreibt das Londoner Hauptblatt „Times“: Die Bewegungen der Dänen, die kriegerischen, seien zwecklos und wahnsinnig und giebt zu verstehen, daß man nicht wissen könne, was Dänemark thun werde; denn die Schritte dessen, der „im Delirium oder in den Klauen des Stärkeren sich befindet, sind unberechenbar.“ Das ist also jetzt die Sprache eines Organs, das tollisch geschimpft und den Dänen Muth gemacht hat! Da es den Deutschen übrigens noch „Klauen“ zuzuschreiben scheint, sie also wohl immer noch für „Rindvieh“ hält, so hoffen wir, daß man sich in England bald überzeugen werde, wem bei dem ganzen deutsch-dänischen Handel schließlich — die „Hörner“ verbleiben. Dasselbe Blatt konterfeit auch jetzt sehr gut die dänische Demokratie, wenn es sagt: „Die Könige von Dänemark standen, wenn sie auch unbeschränkte Herrscher waren, beinahe gleichgiltig zwischen den unter ihrem Scepter lebenden verschiedenen Volksstämmen da; allein eine Demokratie hat keine Toleranz für irgend eine Nationalität, außer für ihre eigene. Ein Tyrann kann es unter Umständen dulden, wenn sein Wille durchgekreuzt wird; eine Demokratie treibt ihre gebieterische Hartnäckigkeit bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Die dänische Demokratie hat ihren deutschen Mitunterthanen ihre Sprache und ihre Institutionen aufgedrängt, weil es ihr Wille und weil sie der Zahl nach stärker war. Sie konnte nicht dahin gebracht werden, das, wozu sie sich den deutschen Mächten gegenüber verpflichtet hatte, zu erfüllen; sie konnte nicht vermocht werden, sich herausfordernder Handlungen zu enthalten zu einer Zeit, wo Vorsicht und Versöhnlichkeit im höchsten Grade Noth that, noch diese Handlungen zurückzunehmen, als es offenbar war, daß ein Verharren auf der falschen Bahn das Verderben des Landes herbeiführen mußte. Während aber die dänische Demokratie solchergestalt nichts vom Frieden wissen wollte, war sie eben so wenig kriegsbereit. Niemals war einer Nation in eindringlicherer Weise und so lange die Gefahr vorher verkündigt worden, und doch fand der Krieg, als er kam, Dänemark ungerüstet. Die Vortheile der modernen Wissenschaft waren von denen vernachlässigt worden, welche ihrer wegen ihrer geringen Zahl am meisten bedurften. Unhaltbare Stellungen wurden bezeugt und vertheidigt nicht aus strategischen Gründen, sondern weil das souveräne Volk es nicht vertragen konnte, die Wahrheit zu hören. Der Friede ward im vorigen Monate verworfen, ohne daß man, wie es scheint, im geringsten im Stande gewesen wäre, Krieg zu führen. Die Geschichte bietet kein zweites Beispiel, wo eine Nation ihr Verderben so direkt und hartnäckig gesucht hätte.“ (Hätte „Times“ vor sechs Monaten so geschrieben, statt das englische Volk wie das dänische gegen die Deutschen zu fanatisiren!)

Wie die Offiziere der königl. englischen Leibgarde, statt den verhehten Dänen zu Hilfe zu eilen, sich ihre Zeit vertreiben, zeigt folgendes, aus London erzählte Geschichtchen. Sir Samuel Hercules Hayes, ein Lieutenant

im zweiten Leibgarderegiment, reitet vor einigen Tagen von Maidenhead nach Windsor, wo sein Regiment in Quartier liegt. Es war spät am Abend. Auf seinem Wege traf er auf eine verdächtig aussehende Gruppe von sechs Personen, von denen zwei beritten, alle aber mit Pistolen und Knütteln bewaffnet waren; und dieser angenehme Anblick wurde keinesfalls dadurch erhöht, daß einer von der Bande die bedeutame Frage an ihn richtete, wie viel Uhr es sei. Der junge Lieutenant erwiderte mit der natürlichen Nothlage, er habe keine Uhr bei sich; erhielt aber die drohende Antwort: „Sie haben wohl eine, und wir wollen sie haben.“ Sir Samuel fand sich hierdurch wenig beruhigt, und that, gänzlich unbewaffnet, das Beste, was unter den Umständen möglich war; er gab seinem Pferde die Sporen, setzte durch die Gruppe und slog davon wie ein Pfeil; die berittenen Banditen ihm nach. Sie holten ihn ein und versuchten, ihn vom Pferde zu reißen, aber es gelingt ihm wieder, durchzubrechen und ein am Wege stehendes Wirthshaus zu erreichen; die Verfolger jagen vorbei. Nachdem Sir Samuel sich hier mit einem derben Ziegenhainer versehen, setzte er seinen Ritt nach den nahegelegenen Baraken fort; und ohne weitere Anfechtung hier angekommen, trifft er in den Zelten zu seinem Erstaunen die beiden Banditen — es waren Kameraden von ihm, die sich einen „Scherz“ hatten machen wollen. Die vier unberittenen Personen der Gruppe auf seinem Wege waren natürlich gleichfalls Offiziere, und zwar auch von dem zweiten Regimente gewesen, welche sich des capitales Wises nicht wenig freuten. Hätte aber Sir Samuel Hayes zufällig ein geladenes Pistol oder einen Stod, oder auch nur eine schwere Peitsche bei sich gehabt, was dann? Der Spaß wäre den Herren Offizieren vielleicht theuer zu stehen gekommen; das Regiment, welches sich ohnehin nicht des besten Rufes zu erfreuen scheint, wird durch derartige kindische Escapaden gewiß nichts gewinnen.

In Lithauen, hat der Gouverneur der Stadt Grodno folgenden Befehl erlassen: „Es ist zu den Ohren des Landesgouverneurs gekommen, daß in vielen Städten Bibliotheken polnischer Bücher existiren, welche durch den Adel und Beamte polnischer Abkunft gegründet sind, und daß einige dieser Bibliotheken ohne Wissen der Behörden angelegt sind und bestehen, dabei zum Zweck haben, für Stärkung des polnischen Geistes zu wirken und dagegen in demselben Maße das russische Element zu unterdrücken. In dieser Absicht wurden namentlich während der Vorbereitung zum letzten Aufstande dergleichen Bibliotheken angelegt. Der Generalgouverneur, der das Fortbestehen solcher Institute, besonders in der gegenwärtigen Lage des Landes, für schädlich erachtet, hat mir befohlen, vorläufige Verordnungen, betreffend die sofortige Schließung der erwähnten polnischen Bibliotheken im Grodnoer Gubernium zu erlassen, bis er selbst weiter in dieser Angelegenheit verfügen wird.“

Von besonderem Interesse sind die Ereignisse, die sich in Nordamerika zu entwickeln scheinen. Mehr als je erheben sich die Stimmen in der unionistischen Presse für die Einstellung des Krieges. Auch die Ursache des Rücktrittes des

Ministeriums Chase gehört zu dieser Friedensstimmung. Bekanntlich war ein Mitglied des Congresses, Herr Ballandigham, Abgeordneter aus Ohio, weil er sich für den Frieden ausgesprochen hatte, verbannt worden. Bei der Rückkehr des Herrn Ballandigham nach Ohio erhielt der Gouverneur dieses Staates von der Bundesregierung Befehl, Herrn Ballandigham über die Grenze zu führen; aber die Antwort war, daß 50,000 Freunde des Friedensapostels bereit ständen, denselben zu schützen, und daß man 50,000 Soldaten nach Ohio schicken müsse, um das Verbannungsdecret in Ausführung zu bringen. Herr Chase hat in dieser Antwort erkannt, daß die Politik, die er vertreten, am Ohio wenigstens keine Sympathie mehr finde, und dieser Vorfall hat ihn in dem Vorhaben seines Rücktrittes bestärkt.

Die gegenseitigen Verluste des dreijährigen amerikanischen Krieges oder das „Budget des Todes“ wie drüben das Ding genannt wird, giebt man annähernd auf folgende Ziffern an: Südstaaten: Tödtete 28,133, Verwundete 99,440, Gefangene 89,804, zusammen 217,377; hierzu die seit Anfang des Krieges an Krankheit Verstorbenen 130,000, somit Gesamtverlust der Südländer 347,377. Nordstaaten: Tödtete 40,866, Verwundete 142,645, Gefangene 89,559, zusammen 273,170; an Krankheit Verstorbene 290,000, somit Gesamtverlust der Nördlinger 563,170.

Als Friedensbedingungen, welche Preußen und Oesterreich an Dänemark stellen wollen, läßt sich die A. Z. berichten: 1) Vollständige Trennung ganz Schleswig-Holsteins und Lauenburgs (?) von Dänemark mit Ausschluß der beiden diesseits der Königsau gelegenen, stets zu Jütland gehörenden beiden Enclaven 2) Gründung eines eigenen dieser Länder umfassenden Reichs unter demjenigen Fürsten, den ein Bundesgerichtshof dazu als den berechtigten erkennt. 3) Rendsburg wird eine deutsche Bundesfestung und ein schleswig-holsteinischer Hafen ein deutscher Kriegshafen. 4) Preußen zahlt an Oesterreich die verausgabten Kriegskosten, und läßt das Herzogthum Schleswig so lange durch seine Truppen besetzen und dessen Einkünfte durch preussische Beamte verwalten, bis es aus deren Ueberschüssen eine vollständige Deckung aller verausgabten Kriegskosten, die sich zusammen in runder Summe auf etwa 20 Millionen Thaler belaufen, erhalten haben wird. Erst wenn diese Kriegskosten gedeckt sind, werden die schleswigischen Finanzen mit den holsteinischen vereinigt, und das Herzogthum Schleswig tritt in jeder Hinsicht unter die vollständige Souveränität des Herzogs von Schleswig-Holstein. Die Kosten der Bundesbesetzung von Holstein werden getrennt von den holsteinischen Finanzen getragen. Die Friedensberathungen werden zwischen den verbündeten Großmächten und Dänemark allein in Wien stattfinden.

Abbé Paramelle, der Quellenfinder.

(Fortsetzung.)

Paramelle war 1818 in dem kleinen Kirchspiel Saint Jean l'Espinoisse im Departement du Lot zum Pfarrer ernannt wor-

den und hatte in dem südöstlichen Theile desselben Gelegenheit, die Wassernoth dieser Gegenden, wo sich oft auf Räumen von vierzig Quadratmeilen kein Bach befindet, kennen zu lernen. Das bedauernswerthe Loos der Bewohner ergriff seine Seele tief, und er begann sofort damit, die Bodenverhältnisse seiner neuen Heimath zu studiren, um sich zu erklären: warum denn die Kalksteinformation, welche dort in größter Ausbildung auftritt, wasserärmer sein könne, als andere Gesteins- und Erdmassen, da doch auf dieselbe eben so viel Regen niederfällt, als auf die quellenreichen Striche einiger Nachbardepartements? Er wanderte meilenweit umher, verfolgte den Lauf der vorhandenen Bäche und die Richtung der in dieselben einmündenden Bäche, um sich so über die Bedingungen der Quellenbildung, über die Ursachen ihrer Seltenheit, über die Eigenheiten ihres Laufes aufzuklären. Nach neunjährigen unermüdblichen Studien war er dahin gelangt, mit einiger Sicherheit den Lauf, die Tiefe und das Volumen fast jeder unterirdischen Quelle an der Oberfläche zu erkennen, und nun, im Jahre 1827, wandte er sich mit einem Berichte seiner Erfahrungen an den Generalrath des Departements und erbot sich, wenn die Regierung ihren Arm zur Durchführung des Unternehmens bieten wolle, dem Lande Quellen zu verschaffen. Jene Behörde ergriff glücklicher Weise den gemachten Antrag und stellte ihm die Summe von einigen hundert Francs zur Verfügung. Jedoch die Kommunen des Landes waren so sehr von der Unmöglichkeit, ihrem Lande Quellen zu verschaffen, überzeugt, daß sie, durch die unzähligen nutzlosen Brunnengrabungen entmuthigt, nur an wenigen Orten geneigt waren, neue Versuche anzustellen.

Obgleich nun Paramelle seine Methode keineswegs für unfehlbar hielt, oder ausgab, so führten doch seine ersten Bestimmungen gleich zu so glücklichen Resultaten, daß sein Ruhm von Ort zu Ort erscholl. Von allen Seiten gelangten jetzt Anfragen und Aufforderungen von reichen Privatleuten und Gemeinden an den schnell berühmt gewordenen Mann, so daß er sich mit Zustimmung der Regierung entschloß, sein Amt als Pfarrer niederzulegen und eine andere, eben so segensreiche Mission anzutreten. Vom Jahre 1832 bis 1853 reiste nun Paramelle alljährlich vom 1. März bis zum 1. December, die Monate Juli und August ausgenommen, unaufhörlich im Lande umher, überall von der Bevölkerung mit Enthusiasmus empfangen, die, wie sie ihn in den ersten Zeiten für einen Zauberer und Hexenmeister ausgeschrien, ihn zuletzt als einen Gottgesandten, als einen zweiten Moses anstaunte. Er machte seine Reisen zu Pferde, in der einfachen langen Kleidung seines priesterlichen Standes; seine würdevolle Erscheinung, ein wohlwollendes, kräftiges Aeußere, sein gemüthliches und Vertrauen einflößendes Auftreten erwarben ihm die Liebe des ganzen Volkes. Die Journale jener Zeiten sind einstimmig in dem Lobe seines edlen Charakters, der bescheidenen Weise, wie er dem andringenden Volke, das oft Miene machte, ihn wie einen Wunderthäter und Heiligen zu verehren, sogleich erklärte, daß er kein Zauberer sei, und daß man ihn keineswegs für unfehlbar in seinen Ausprüchen halten solle. Er hat während seiner 25jährigen Thätigkeit weit über 10,000 Quellenbestimmungen im südlichen Frankreich gemacht, von denen mindestens 9000 an den bezeichneten Orten

und in der angegebenen Tiefe, meist stärker als er versprochen, gefunden worden sind.

Seine Geschicklichkeit war später durch die vielseitige Uebung zu einem Grade der Sicherheit angewachsen, die selbst dem Eingeweihten als unheimliches magisches Wirken erschien. Wen sollte es nicht überraschen, wenn ein Mann, der die Gegend nie vorher besucht hat, plötzlich von einem freien Punkte aus alle Quellen, die in seinem Gesichtskreise liegen, die bekannten wie die unbekannten, nebst ihrer Tiefe und ihrem Volumen sofort erkennt und ihre Lage aufs Genaueste bezeichnet? Versuche, ihn zu täuschen, erschienen unmöglich; man zeigte ihm einige Male versteckt hergeleitete Quellen, aber er erklärte dann auf der Stelle, daß dieselben nicht am Platze entspringen. „Zur Aufmunterung der Jünger der Hydroscopie,“ sagt Paramelle, „kann ich mittheilen, daß es mir bereits nach einigen mit Reisen und Untersuchungen verbrachten Jahren gelang, schon aus der Ferne einige Quellen und ihr Volumen zu bestimmen, die Rückseiten einiger Berge und Hügel zu beschreiben, die ich nur von der andern Seite aus sah, und an diesen (unsichtbaren) Bergseiten sogar die Quellen anzugeben, auch auf den Cassinischen Karten solche aufzufinden. Ferner war ich im Stande, aus der Ferne zu beurtheilen, ob Gebäude in Folge schlechten (quellenigen) Baugrundes rissig sein würden oder nicht.“

Abbs Paramelle verfährt dabei nach folgenden wissenschaftlichen Grundsätzen:

Quellen können nur entstehen, wo eine durchlässige Erd- oder Gesteinschicht auf einer geneigten undurchlässigen ruht. An der Berührungsfäche beider sprudeln die Quellen, wo die Schichten zu Tage treten, in Masse hervor. Ist eine dichte Masse von großer Mächtigkeit, z. B. ein fester Thon, die überlagernde Schicht, so wird man in ihr nie eine Quelle finden. Gleich mißlich ist der Fall, wenn die durchlassende Schicht eine große Dicke an der Oberfläche erreicht. Dann dringt das Wasser an den meisten Stellen bis zu großen Tiefen. Dies findet z. B. bei den sehr porösen Kalksteinen des südlichen Frankreichs statt, überhaupt dort, wo die Kreideformation eine große Mächtigkeit erreicht. Kann man die Schichtung der Massen erkennen, so wird man stets die Seite, nach welcher sie sich herabneigen, untersuchen; ein Gestein, dessen Schichten unter mehr als 45 Grad geneigt sind, birgt nie versteckte Quellen.

Zu den undurchlässigen Terrains gehören alle massiven plutonischen oder metamorphischen Gesteine, sofern sie nicht durch Bitterungseinfluß zerklüftet sind (Granit, Porphyr, Gneiß, Quarz, Syenit), ferner die Thonlager, Sandsteine, Protogyn u. a.

Durchlässig sind die stark zerklüfteten und porösen Gesteine, als: Glimmerschiefer, Trapp, Thonschiefer, Serpentin, manche Kreidearten, Gyps, einige Sandsteine, alte Kalksteine und vor Allem die obere Decke des Bodens, die Trümmerformation (Frühdecke).

(Schluß folgt.)

Schule der Weisheit.

[Gerechtigkeitsliebe.] Karl, Herzog von Kalabrien, saß täglich, umgeben von seinen Ministern und Räten, die er in seinem Palaste zu Neapel versammelte, zu Gerichte. Aus Furcht,

die Wachen möchten die Armen abweisen, hatte er in dem Gerichtssaale eine kleine Glocke anbringen lassen, von welcher die Schnur bis an die erste Umgebung des Palastes hinauslief. So konnte nun jeder Klingeln und Eintritt erhalten. Ein altes, von seinem Herrn verflohenes Pferd ging vor dem Palaste vorbei, rieb sich an der Mauer, und bewirkte dadurch, daß die Glocke anschlug. „Man öffne,“ rief der Prinz der Wache zu, „und wer es auch sei, er soll hereinkommen.“ „Es ist Niemand anders,“ meldete die zurückkehrende Wache, „als das Pferd des Herrn Capdee.“ Die ganze Versammlung fing an, laut zu lachen. „Sie lachen,“ sprach der Prinz. — „Wissen Sie, eine sorgfältige Gerechtigkeit dehnt ihre Sorgen auch bis auf die Thiere aus. Man rufe Capdee herzu.“ Als dieser kam, fragte ihn der Herzog: „Warum lassen Sie eines Ihrer Pferde in der Freie herumlaufen?“ „Mein Prinz,“ erwiderte der adeliche Herr, „es war einst ein stolzes Thier. Es hat zwanzig Feldzüge unter mir gemacht; aber nun ist es ganz untüchtig zum Dienste, und ich bin deshalb nicht Willens, es zu meinem Schaden noch ferner zu ernähren.“ — „Der König, mein Vater, hat Sie indessen doch gut belohnt!“ „Es ist wahr,“ erwiderte Herr von Capdee, „er hat mich mit Wohlthaten überhäuft.“ „Und Sie wollen nicht einmal das edle Thier ernähren, welches so großen Theil an Ihren Diensten genommen hat? Sogleich geben Sie ihm eine Stelle in Ihrem Marstalle; es muß so gut gehalten und gepflegt werden, wie Ihre übrigen Hausthiere; sonst halte ich Sie selbst nicht mehr für einen rechtlichen Edelmann und entziehe Ihnen mein Wohlwollen.“

Eine Meuterei von Sträflingen am Bord eines indischen Dampfers.

Es ist just ein Jahr her, daß die brittischen Zeitungen von einer verwegenen That zweier Schiffsjungen berichteten, welche sich selbst und einen großen Indiadampfer aus höchster Gefahr retteten. Das Schiff hieß Dschamsetsch Dschidschiboy, nach dem wohlbekannten Parsi-Krebs, der sein ungeheures Vermögen zu wohlthätigen Stiftungen für seine feueranbetenden Landesleute in Indien angewendet hatte und von der Königen von England dafür in den Ritterstand erhoben worden war. Der Dampfer, ein Schiff aus Teakholz mit kupfernem Bauch, war von der Regierung gemiethet worden, um eine Fracht indischer Sträflinge von Singapur nach den andamanischen Verbrecherinseln zu bringen. Die Verurtheilten gehörten zu einer gefährlichen Sekte der Sikhs und stammten aus Amritsar und Lahore. Sie waren Anhänger eines Lügenpropheten, Namens Balu Singh, welcher den Engländern durch Erregung eines Aufruhrs im Pendschab misfallen hatte. Seines irdischen Berufes nach ein Schneider, hatte er den Muth sich für den wiederauferstandenen Balu Singh, den Stifter einer Sikh-Sekte zu erklären, welcher ehemals gegen die Wittwenverbrennung und das Kastenwesen aufgetreten war. Die Anhänger des Auferstandenen trugen am Turban schwarze und gelbe Farben, Rosenkränze von weißen, wollenen Schnüren, sie bedienten sich als Losung der mystischen Worte Wah Guru, predigten Mäßigkeit, Reinlichkeit und — was für Hindu sehr erspriesslich sein mußte — Wahrheitsliebe. Damit hätte nun die

brittische Regierung in Indien, welche ihrem Metier nach von jeher tolerant, das heißt gleichgiltig gegen die Formen der religiösen Bekenntnisse sein muß, nur zufrieden sein können, allein die Ungläubigen übten sich in den Waffen, trachteten darnach sich militärisch zu organisiren und waren daher in den Augen der sonst für Selbstständigkeit aller Nationen schwärmenden Engländer „die sinnlichsten, blutdürstigsten, wahnwitzigsten Schurken, welche jemals den Namen der Religion mißbrauchten.“ Ergel, wie der Todtengräber im Hamlet sagt, waren sie sehr reis nach den Andamanen transportirt zu werden.

An einem schwülen Junitage 1863 verließ der Dschamsetsch Dschidschiboy den Hafen Singapur, den er wahrscheinlich nie wieder gesehen hätte, wenn sich nicht an Bord ein paar Jungen befunden hätten, wovon der eine Namens Patterson bei dem Schiffsarzt als eine Art Apothekergehülfe im Dienste stand. Er hatte seinen Herrn gewarnt, daß unter den Hindusträflingen an Bord eine Meuterei auszubrechen drohe, aber die Warnung war unbeachtet geblieben. Was nämlich der Verstand der Verstandigen nicht sah, das hatte das reibliche Gemüth des Apothekergehülfen dadurch errathen, daß er in Singapur der Sprache der Pendschabi mächtiger geworden war als seine Vorgesetzten. Der andere Retter des Dampfers war der Schiffsejunge Davis, dem zunächst das Verdienst zukam in der ersten Nacht in der Schiffsküche einzuschlafen. Eine Reihenfolge von Flintenschüssen, Säbelschreien, Geschrei, Meckzen, und das Platschen von Körpern, die über Bord geworfen werden, hatten ihn schon halb munter gemacht, als er von einer kräftigen Hand geschüttelt und zur völligen Befinnung gebracht wurde. Es war der Doktorgehülfe Patterson, ein schottischer Rothkopf, der viel in der Bibel und in nautischen Büchern zu lesen und diese Liebhabereien höher zu stellen pflegte als seine Pflichten und Aufträge. „Davis,“ rief er dem Erwachten zu, „die Schurken haben sich befreit und alle ermordet, mit Ausnahme von uns und der Maschinenheizer, die sie streng bewachen. Eben stolperte ich über die Leiche meines Herrn. Uns bleibt nur übrig auf Gott zu vertrauen, der eine feste Burg ist. Knie nieder und bete, denn sie kommen!“

Ein Duzend Schiffsalaternen näherte sich hastig den beiden Jungen, und eine Bande Hindu, deren weiße Gewänder von brittischem Blut Farbe und Muster trugen, war eben in Begriff mit den Bajonetten die Betenden niederzustößen, als der „Radscha“ oder Anführer dazwischen trat, und mit der Losung: Wah Guru! ihre Waffen beiseite schob. Der Radscha war ein feister Hindu, von glattem Angesicht, mit halbgeschossenen Augen und blutdürftigem Mund. Er befahl die beiden Jungen nach der Kajüte zu schleppen. Unterwegs dorthin begegneten sie dem Obersteuermann Jobson, der ebenfalls von den Meuterern nach der Kapitänskajüte gezogen wurde. Dort saß mit einem Fuß auf der Leiche des Kapitäns, der Prophet Balu Singh, ein langer hagerer Mann, mit eingesunkenen Augen, blauen Lippen, leichenfarbiger Haut und langen hageren Händen, von der Natur wie auferstehen um die Rolle eines auferstandenen Todten zu spielen. Dreißig oder vierzig Hindu umstanden ihren Gebieter, mit Kerzen, Enterpicken, blutbesteckten Säbeln und Musketen in den Händen. „Bete ihn an, bete zu Balu Singh!“ riefen sie dem Obersteuermann zu. „Ich will verdammt sein, wenn ich’s

ihue!" rief der unerschrockene Seemann, und spie auf den Boden. Der Häuptling machte eine Bewegung mit der Hand, Johnson wurde aus der Kajüte gezogen, ein kurzer Tumult folgte, dann fiel ein Pistolenschuß und alles war beendet. „Wah Guru!" sprach Balu Singh im Grabeston, „so werden die Ungläubigen vertilgt!" (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Berlin wurden bei dem letzten großen Avancement vom 30. Juni zu Generalen 7 und zu Generalleutenants 11 Adelige und kein Bürgerlicher befördert; zu Generalmajors 37 Adelige und 4 Bürgerliche, zu Obersten der Infanterie 24 Adelige und 2 Bürgerliche, zu Obersten der Cavallerie 8 Adelige und 1 Bürgerlicher, zu Oberstleutenants der Cavallerie 19 Adelige und 2 Bürgerliche, zu Oberstleutenants der Infanterie 41 Adelige und 3 Bürgerliche, zusammen 147 Adelige und 12 Bürgerliche. Es sind das keine reichen Cavaliere, die zum Vergnügen und theilweise aus eigenen Mitteln dem Vaterlande dienen, sondern größtentheils Mitglieder des kleinen Adels, die von ihrem Militärdienste leben.

Snowracław. (Eine rasende Mutter, die mit dem kleinsten Kind nach dem Manne schlägt.) Die in Posen erscheinende „Ostdeutsche Ztg." erzählt folgenden kaum glaublichen Fall. Neulich feierte in Snowracław die Maurer-Innung ihr Quartal. Ein Maurerpolier kam nebst seiner Gattin erst am nächsten Morgen in trunkenem Zustande nach Hause. Die beiden Eheleute begannen mit einander zu zanken und zu raufen; die Frau ergreift als Waffe — ihr kleines Kind bei den Beinen und will damit nach ihrem Mann schlagen. Dabei verfehlte sie in der Wuth das Ziel und traf mit dem Kopfe des Kindes dermaßen an eine Bettstatt, daß das arme Kind sofort todt blieb. Die Untersuchung ist bereits eingeleitet.

Am 8. Mai 1864 starb in der Stadt Liffau in dem äußerst seltenen Alter von 132 Jahren der dortige Hausbesitzer Johann Georg Vieh. Derselbe wurde nach erhabenen legalen Auszuge aus dem Taufbuche der Pfarre zu Geppersdorf am 8. Februar 1732 daselbst getauft. Johann Georg Vieh diente in dem 1756 ausgebrochenen siebenjährigen, und auch in dem spätern Türkenkriege als Soldat; er heirathete darnach, aber diese seine erste Ehe blieb kinderlos. Er schritt dann später, als seine erste Gattin gestorben war, und zwar 107 Jahre alt, zur zweiten Ehe mit einem neunzehnjährigen Mädchen, aus welcher Ehe jetzt noch ein Sohn Johann und eine Tochter Anna, jetzt 24 bis 25 Jahre alt, sammt ihrer 45 Jahre alten Mutter in Liffau am Leben sind. Vieh erinnerte sich nicht, jemals krank gewesen zu sein, und schlief auch, ohne die Seinigen erst mit irgend einer Krankheit zu belästigen, ganz sanft für immer ein.

Der „Allg. Z." wird aus München geschrieben: „Bekanntlich traf im Laufe dieses Jahres ein päpstliches Schreiben an Se. Excellenz den Herrn Erzbischof ein, worin das Unternehmen einer kathol. Gelehrtenversammlung mit vielem Mißtrauen beurtheilt wurde. Die nächste Folge war, daß das hier niedergesetzte Comité derselben es für gerathen fand, die für den kommenden September in Würzburg anberaumte Versammlung vorerst

fallen zu lassen und öffentlich abzusagen. Mittlerweile scheint man in Rom zu einer günstigeren Auffassung der Sache gekommen zu sein, nachdem bereits die französischen Jesuiten sich sehr anerkennend über ein derartiges Unternehmen ausgesprochen hatten, und nun ist an die hiesige Nuntiatur abermals ein päpstliches Schreiben eingelaufen, welches die kathol. Gelehrtenversammlung unter gewissen Cautelen approbirt, namentlich unter der, daß sie immer unter der Deraufsicht des Bischofs stattfinden, in dessen Diözese sie tagt. Wir glauben versichern zu können, daß diese neueste Kundgebung von Rom den Beschluß des hiesigen Comités nicht ändern wird, zumal auch aus anderweitigen Rücksichten die abermalige Abhaltung einer solchen Versammlung nicht zeitgemäß erscheint. Wir zweifeln aber nicht, daß sie von anderer Seite her jetzt um so energischer betrieben, und darum doch eine kathol. Gelehrtenversammlung, im Anschluß an die Generalversammlung der kathol. Vereine Deutschlands zu Würzburg zu Stande kommen werde." (Es wäre zu bedauern, wenn die kathol. Gelehrten nach behobenen Anständen in ihrer früheren Isolirtheit verharren und das angefangene Vereinigungswerk aufgeben wollten!)

Aus München, 8. Juli, wird der „Landsh. Ztg." ein beklagenswerther Fall geschrieben: Dieser Tage wurde dahier ein Alumnus des Georgianums das Opfer eines harmlosen Spiels. Auf der Regelpbahn, die sich im Garten des Georgianums befindet, stieß derselbe beim Schub der Kugel am Boden an und schärfte dabei den Nagel des Fingers. Zufällig fielen bei diesem Schub alle neun Regel, derselbe kostete aber auch dem Schieber das Leben. Anfangs beachtete der junge Mann die kleine Verletzung nicht, bis er durch einen ähnlichen Fall erschreckt wurde, den er in den Zeitungen las. Jetzt zog er einen Arzt zu Ruche, zumal sich der Schmerz vergrößerte. Allein es war zu spät, denn bald stellte sich der Kinnbackenkrampf ein und Verlust der Sprache. Später führte der Herzkrampf den Tod herbei.

Pesth. Ueber die traurigen kirchlichen Zustände daselbst berichtet nach dem ungarischen Kirchenblatt „Religio" das Salzburger Kirchenblatt: „Unsere Hauptstadt Pesth wird demnächst für die gesammten Bischöfe Ungarns ein Gegenstand besonderer oberhirtlicher Sorgfalt und weiser Verfügungen werden. Bei der größten Anstrengung kann Ein Pfarrer mit 3 oder 4 Cooperatoren den geistlichen Bedürfnissen seiner 20—30,000 Pfarrkinder unmöglich Genüge leisten. Die Zahl der Kirchen und Seelsorger ist zu gering. — Bei der großen Ausdehnung der Pfarren Pesth's ist der gänzliche Abgang von Ordenshäusern ein großes Unglück. Die Pfarrer sind von früh bis in die Nacht an ihren Kanzleischreibtischen gebunden. Die innere Stadt hat 5 Kirchen, aber nur 1 Pfarrer, daher der Verkehr des Seelsorgers mit den Gläubigen sehr spärlich ist, weshalb der Pfarrer zwar einzelne recht brave Seelen, aber im kirchlichen Sinne keine Herde hat. Ganz ähnlich ist's wohl in Wien auch. Auch in den Vorstädten ist kein einziges Kloster. Drei Vorstädte haben noch heute keine Pfarrhäuser. Die heurige Frohnleichnamspredigt betreffend berichtet „Religio" Johann Folgendes: „Die Studirenden der Universität waren aufgefordert, daß sie sich wenigstens beim Altar vor der Universitäts-Kirchenthüre um 9 Uhr versammeln möchten. Ob Einer von den 1000 Studenten kam, mag sein, wir

haben ihn nicht gesehen. Ueber die Irreligiosität des jungen Nachwuchses unseres Vaterlandes kann das Herz eines wahren Patrioten nur trauern. Der sittliche Verfall dieser großen Stadt nimmt einen raschen Fortgang, wenn demselben nicht ehe- baldigst mit größtem Eifer entgegengewirkt wird."

In Rom hat sich seit einigen Wochen eine Anzahl deutscher Handwerksgefallen zusammen gefunden, mit dem Wunsche und der Absicht, auch in Rom einen deutschen Gesellen-Verein zu gründen. Ihr Anliegen hat bei den deutschen Geistlichen des National-Instituts „Santa Maria del anima“ bereitwilliges Entgegenkommen gefunden. Der zeitige Rector der Anstalt, Msgr. Gafner, hat für die Versammlungen gern ein Local in der „Anima“ eingeräumt, und fördert die Sache nach besten Kräften. Ein junger Priester aus Rheide, Diocese Münster, ist als Präses an die Spitze des jungen deutschen Gesellen-Vereins getreten, und seine Leitung bietet eine Garantie für das Aufkommen dieser deutschen Pflanzung auf italienischem Boden. Da jeder brave Geselle auch als Pilger die heil. Stadt betritt, so hat er als solcher schon einen Anspruch auf dreitägige Verpflegung in dem ehrwürdigen deutschen National-Hospiz. Sobald der Verein sich mehr consolidirt hat, wird ihm der Schutz der deutschen Prälaten in Rom gewiß zu Theil. Wir begrüßen diese deutsche Vereinigung deutscher Jünglinge und hoffen, daß er überhaupt zu einem innigen Anschließen der Deutschen aneinander auch hier in Rom Veranlassung geben möge!

Aus Loreto, wo die umfangreichen Landbesitzungen der Kirche des „heiligen Hauses“ jetzt von „piemontessischen Beamten“ „administriert“ werden, schreibt man der „Correspondance de Roma“, daß die Kasse immer leer ist und die an jener Kirche angestellten Priester monatelang auf ihre kargliche Besoldung zu warten haben. Die Pächter der Grundstücke werden mit beispielloser Rücksichtslosigkeit behandelt und sehnen sich nach der Zeit zurück, wo sie unter dem „Krummflabe“ standen. Vergebens hat sich die Regierung bemüht, die Grundstücke zu verkaufen; das Volk hat jeden mit dem Tode bedroht, welcher es wagen würde, Güter des heil. Hauses zu erwerben. Der Clerus lebt in Dürftigkeit und Elend, wird aber vom Volke hoch geehrt; er würde lieber vor Hunger sterben, als den Räubern der Rechte der heil. Kirche zu Gefallen zu sein. Seine und des Volkes Treue bringt die Kirchenräuber zur Verzweiflung und zum verblenden Ende.

Vom 19. bis 26. Juli bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Patschkau H. R. Hesse 23 rthl., Poltwitz H. R. Gnizbill 7 rthl., Rybnitz H. R. Fuchs 50 rthl., Wartha und Giers-

dorf 3 rthl., Dittmachau H. R. Rost 16 rthl., Breslau H. R. D. 10 gr., Gr.-Neundorf H. R. Conrad 25 rthl., Bralin H. R. Nowak 5 rthl. 2 gr. 6 pf., Berzdorf H. P. Siebel 3 rthl. 15 gr., Breslau Ungenannt 4 rthl., Parochie Reichenbach 7 rthl. 5 gr., Peilau H. P. Lengsfeld 5 rthl. 25 gr. — Bonifacius-Verein: Aus Dittschin 2 rthl., Poltwitz H. R. Gnizbill 7 rthl. 15 gr., Dittmachau H. R. Rost 2 rthl., Breslau H. R. D. 10 gr., aus Charley 10 gr., Gr.-Neundorf H. R. Conrad 25 rthl., Peilau H. P. Lengsfeld 1 rthl. — Verein der heil. Kindheit: Berzdorf H. P. Siebel 3 rthl. 15 gr., Poltwitz H. R. Gnizbill 7 rthl. 15 gr., Bartha H. R. Böhmel 5 rthl., Neustadt D./S. H. E. Hippo 25 rthl., Dittmachau H. R. Rost 7 rthl. 2 gr., Parochie Reichenbach 10 rthl. — Theologisches Convict: Archipr. Sagan 3 rthl. — Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse: Volpertsdorf Hilfslehrer H. E. Taub (Ertrag eines Concerts) 10 rthl. — Köln (Dombau): Briesnitz H. Sch.-Z. Maliste 15 gr. — Megerkinder: Dittmachau H. R. Rost 4 rthl. 28 gr.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Anna Kontey, Hr. Kaschke, Gleiwitz; Frä. Maria Scholz, Hr. Dr. Renner, Berlin; Frä. Elisabeth Riedel, Hr. W. Hoffmann, Dels.

Gestorben. Verw. Fr. v. Bärensprung, Groß-Wilkau; Frä. Sophie Bacon, Reesewitz; Rsm. Julius Herrmann, Schrottau; Post-Sekretär Otto Heinze, Breslau; Hr. Joseph Remwich, Dels; Justizrath Friedr. Karl Kube, Breslau; Hr. Katharina Gavenda, Beuthen D./S.

Neueste Holländ. Matjes-Heringe

in ausgezeichnet schöner und haltbarer Qualität empfing und offerirt die $\frac{1}{16}$ Tonne enth. ca. 45 Stück incl. Käschchen $1\frac{1}{4}$ Thlr., einzeln à Stück $1\frac{1}{2}$ — 1 Sgr.

Oscar Jos. Kaiser,

[218] am Neumarkt Nr. 27, im weißen Hause.

Zur Reise empfiehlt alle Arten Koffer, Taschen, Hirschschuteln, lederne Schirmmutterale (auch zu Stock), Lederkissen mit Roßhaaren zu den billigsten Preisen [219]

H. Wittig, Sattlermeister,

Zunkernstraße vis-à-vis der goldenen Gasse.

Auswärtige Bestellungen werden auf das Beste ausgeführt.

Offener Dienst. Ein junger Bursche, mit untadelhaften Zeugnissen versehen, welcher der schankwirtschaftlichen Beschäftigung vorstehen kann oder sich dazu ausbilden will, kann zum 15. t. Mts. in der Restauration Schmiedebücke Nr. 33 antreten. [220]

Ein Ehefring kann sich melden Alte Sandstraße Nr. 12 im Gewölbe. [221]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 28. Juli 1864.

Getreide-Preise vom 28. Juli.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen . . .	Schl. 63—72—76 Sgr.
convert.v. 50 u. 52 4	97 G.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	101½ B.	G. Weizen . . .	64—68—71
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	96½ G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . .	41—43—45
Preuss. Anl. 55.56 4½	102½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93½ G.	Schles. Rentenbr. 4	99½ B.	Gerste . . .	32—36—38
Preuss. Anl. v. 59 5	107 B.	do. Rustical 4	101½ B.	Posen. Rentenbr. 4	97 B.	Hafer . . .	28—30—32
Präm.-Anl. 1855 3½	124½ G.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	70½ B.	Erbsen . . .	48—53—57
Staats-Schuldsch. 3½	91½ B.	Schles.neueLit.A. 4	101½ G.	Oesterr. Banknoten	87½ G.	Kartoffeln . . .	Sack 30—40